



## Der Vormarsch in Feindes Land.

So hieß es denn auch für mich: „An den Rhein, an den Rhein“, wenn auch nicht um des Rheines Güter zu sein, so doch um die Wacht am Rhein, zu der auch unsere Gardes zunächst bestimmt waren, zu treuer Ausdauer stärken zu helfen. Der Militärzug, welchen ich am Nachmittag des 30. Juli auf dem Außenbahnhof von Halle bestieg, beförderte außer dem Personal und der Bagage des Divisionsstabes auch noch ein Sanitäts-Detachement, mit dessen Führer, Lieutenant von Kleist, und dessen Ärzten, den Doktoren Dollheuer, Mikoll und Schirach, ich die fast 36 Stunden währende Fahrt bis Mannheim gemeinsam zurückgelegt habe. Wenn den Genossen jenes heißen Reisetages diese Blätter zu Gesicht kommen sollten, seien sie hier nochmals in der Erinnerung an die gemeinsam verlebten Stunden herzlichst gegrüßt. Von Station zu Station steigerte sich die Begeisterung, mit welcher die von Stunde zu Stunde sich folgenden dicht besetzten Militärzüge begrüßt wurden. Reihenweise standen auf den Bahnhöfen die Bierfässer zur Bewirtung der zu erwartenden Krieger bereit. Wo unser Zug länger anhielt, wurde ausgestiegen, um an den wohl eingerichteten und reich besetzten Buffets aus den Händen junger Frauen und hübscher Mädchen, die sie bedienten, eine Erfrischung entgegenzunehmen; bei kürzerem Aufenthalt wurde Wein und Bier oder auch Kaffee in Bechern und Gläsern in die Wagenfenster hineingereicht. Am meisten zeichneten sich die Bewohner der kleineren deutschen Staaten, sowie die der neuerworbenen Provinz Hessen durch gastliche Bewirtung aus. So war z. B. der Empfang in Marburg ein geradezu glänzender zu nennen. Die Bahnhöfe, die unser Zug nach eingetretener Dunkelheit erreichte, waren wohl mit Pechspfannen oder Fackeln erleuchtet. Am Sonntag waren von Eisenach ab Hunderte auf den Bahnhöfen versammelt, und überall freudige Begeisterung, nichts

von Kleinmut; Hoffnung und festes Vertrauen in Deutschlands Kraft allenthalben, je mehr wir uns der westlichen Grenze näherten. In Mannheim, wo wir in den ersten Morgenstunden des 1. August eintrafen, führte mich der mir bei der Ankunft eingehändigte Quartierzettel in die Straße E. 5. Nr. 1, wo ich bei einem Cigarrengroßhändler, Herrn Keller, trotz der nächtlichen Stunde alles zu meiner Aufnahme bereit fand. Am andern Morgen war es mir ein besonderer Genuß, mich in die Wellen des Rheines zu stürzen, und bei dieser Gelegenheit ein Bataillon, ein Kavallerieregiment nach dem andern mit klingendem Spiel oder mit dem brausenden Gesang der „Wacht am Rhein“ über die stattliche Brücke und den stolzen Strom marschieren zu sehen. Von Mannheim ging es über Lambshheim, Dürkheim, Frankenstein, Kaiserslautern, Landstuhl in längeren oder kürzeren Tagesmärschen durch die Rheinpfalz immer näher der Grenze zu. Von einer Ausübung des Dienstes, zu dem ich doch eigentlich da war, konnte bei dieser unaufhaltsamen Vorwärtsbewegung der Truppen nur sehr wenig die Rede sein, und ich fing an, mir hin und wieder als recht überflüssig vorzukommen. Nur zweimal ist es mir mit großer Mühe und nur durch das besonders freundliche Entgegenkommen der betreffenden Befehlshaber gelungen, während des Marsches unserer Division durch die Rheinpfalz einen Gottesdienst halten zu können und beide Male nur für die unmittelbar am Ort liegenden Truppenteile. Der eine fand in der Kirche zu Freinsheim, unweit Mannheim statt und gewann noch dadurch eine besondere Bedeutung, daß er gerade am 3. August, dem hundertjährigen Geburtstage Friedrich Wilhelms III., gehalten wurde, welcher Tag für die Enthüllung seines Denkmals in Aussicht genommen worden war. Wie nahe lag es da, die anwesenden Truppen (sie gehörten dem Garde-Füsilieregiment und der Garde-Artillerie an) an diesen Tag und an das Wort des in Gott ruhenden Königs: „Meine Zeit in Unruhe, meine Hoffnung in Gott“ zu erinnern. Das Textwort 1. Moses 46, 3. 4.: „Ich bin Gott, der Gott deines Vaters; fürchte dich nicht, in Ägypten hinab zu ziehen, denn daselbst will ich dich zum großen Volk machen. Ich will mit dir hinab in Ägypten ziehen und will dich auch heraufführen“ bot dafür die trefflichsten Anknüpfungspunkte. Der freundliche Pfarrer Rothhaas von Freinsheim, der mir bei der nachfolgenden Kommunion von circa 500 Abendmahlsgästen brüderlich assistierte, sagte mir nachher: „Wie sind Sie zu beneiden, daß Sie in der Geschichte Ihres Herrscherhauses einen so reichen Schatz gesegneter Erinnerungen haben, die Sie verwenden können. Es ist mir in Ihrer Predigt so recht zum Be-

wußtsein gekommen, wie erhebend das in solcher Zeit ist.“ Der zweite Gottesdienst am 4. August in der Kirche von Lambsheim wäre fast durch den inzwischen eingetroffenen Marschbefehl vereitelt worden, wenn nicht der Bataillons-Kommandeur, der bald darauf in Folge der bei St. Privat erhaltenen Wunden verstorbene Oberstlieutenant von Holleben, darauf gedrungen hätte, daß er trotzdem, wenn auch in abgekürzter Form, stattfand. Er ordnete an, daß die nicht daran Teilnehmenden inzwischen das Abkochen für die Kirchgänger besorgten. Er selbst ist wohl an diesem Tage zum letzten Mal hienieden im Gotteshaus gewesen. Mancher andere Vorgesetzte, der weniger innerlich dabei interessiert gewesen wäre, hätte wohl kaum die in den obwaltenden Umständen liegenden Schwierigkeiten so bereitwillig zu beseitigen gesucht. Der Gottesdienst mit der von 400 Kommunikanten begehrten Abendmahlsfeier war auch kaum beendet, als das Signal zum Ausbruch ertönte, und ich hatte kaum noch Zeit, mich von dem lieben Pfarrhaus in Lambsheim zu verabschieden, welches mir das erste Marschquartier in echt pfälzischer Gastlichkeit gewährt hatte. Nebenher sei hier bemerkt, daß unsere Truppen in einzelnen Orten der Rheinpfalz sogar mit Ehrenporten begrüßt wurden, so z. B. in dem Dorfe Weißenheim am Sande, wo über einer mit Guirlanden reich geschmückten Ehrenpforte in mächtigen Lettern die Inschrift stand: „Willkommen, deutsche Brüder!“

Auf dem Durchmarsch durch Landstuhl am 5. August erhielten wir die Kunde von dem ersten Siege der kronprinzlichen Armee bei Weißenburg und von der Erstürmung des Gaisberges. An dem denkwürdigen Tage der beiden gleichzeitigen Schlachten, die am 6. August zu unserer Linken bei Wörth von der III. Armee, zu unserer Rechten bei Spichern von der Armee des Generals Steinmetz und Teilen des dritten Armeekorps geschlagen wurden, hatte unser Divisionsstab in dem elenden, eine halbe Stunde von Homburg entfernten Dorfe Sanddorf, das seinem Namen volle Ehre machte, sein Marschquartier gefunden. Zum ersten Male fand ich an diesem Tage Gelegenheit, mit dem General-Kommando, zu dem ich als stellvertretender Militäröberpfarrer dienstliche Beziehungen hatte, in Fühlung zu treten. Bei dem Oberbefehlshaber der II. Armee, der das Gardekorps damals noch angehörte, dem Prinzen Friedrich Karl, mich persönlich zu melden, wollte mir leider nicht gelingen, obwohl auch dieser mit seinem ganzen Stabe an diesem Tage in Homburg im Quartier lag. Auf einem Spaziergang, den einige von uns an dem beschäftigungslosen Nachmittage auf eine in der Nähe unseres Quartiers liegende Anhöhe unternahmen, hörten wir rechts

von uns starken Kanonendonner. Es war der des Tages von Spichern, der an unser Ohr drang. Aber wie heiß in jenen Stunden, in denen wir friedlich umherbummelten, der Kampf dort tobte und mit wie schweren Verlusten die steilen Höhen genommen werden mußten, davon hatten wir natürlich keine Ahnung, ebensowenig von dem großen und herrlichen Siege, der in denselben Stunden von der kronprinzlichen Armee bei Wörth errungen wurde. Man kann sich überhaupt keine Vorstellung davon machen, wie wenig man im Felde oft von Vorgängen unterrichtet ist, die in unmittelbarer Nähe oder doch in einer nur wenige Stunden weiten Entfernung sich zutragen. Selbst über die Beschießung und Besetzung von Saarbrücken durch die Franzosen, die doch schon vier Tage zurücklag, waren bis dahin nur dunkle Gerüchte zu uns gedrungen.

Der Sonntag kam, der erste im Felde, aber an eine Thätigkeit für mich war wieder nicht zu denken. Über Blieskastell ging es in angestrengtem Marsche immer näher der Grenze zu. Bei einem Rendezvous, auf dem jenseits des letztgenannten Ortes längere Rast gemacht wurde, erhielten wir die erste Kunde von der siegreichen Schlacht bei Wörth, während die von Saarbrücken her eingegangenen Nachrichten nur von einem Gefechte sprachen, das in der Nähe der Stadt sich entsponnen habe. Diese Doppelbotschaft, die sich im Fluge durch die Reihen der Marschkolonnen verbreitete, rief zwar lauten Jubel hervor, aber sie steigerte auch mächtig die Kampfbegierde unserer Truppen, und von allen Seiten konnte man Ausdrücke des Bedauerns hören, daß während andere Teile der Armee schon reiche Lorbeeren pflückten, den Garden noch immer keine Gelegenheit sich biete, mit dem Feinde sich zu messen. Als wir am Abend dieses Tages, es war der 7. August, das letzte Marschquartier auf deutschem Boden bei dem Dorfe Dammersheim erreicht hatten, gelang es mir zu meiner Freude, noch ehe der Sonntag zu Ende ging, bei fast schon einbrechender Dunkelheit, noch einige der im Bivak liegenden Bataillone unserer Division zu einem kurzen Abendgottesdienste zu vereinigen. Die im Laufe des Tages kundgewordenen Siegesbotschaften, das Bewußtsein: „Morgen geht's in Feindes Land“, die dadurch gewonnene Gewißheit, daß den deutschen Landen die Verheerungen und Verwüstungen der feindlichen Horden erspart bleiben sollten, alles das hatte die Truppen, die sich zum Gottesdienste sammelten, in eine Stimmung versetzt, die sie für ein ernstes Wort besonders empfänglich machte. Jeder fühlte das Bedürfnis, dem Allmächtigen, noch ehe der Tag sich neigte, für die errungenen Siege Lob und Dank darzubringen und zum



Weitermarsch, dem Feind entgegen, sich zu stärken. Natürlich war in diesem Falle für den in aller Eile angeflagten Gottesdienst ebenso die gedrängteste Kürze wie die einfachste Form geboten. Aber es war doch erhebend, wie das: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren“ und unser altes Schutz- und Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott“, von der Musik begleitet, durch das abendliche Dunkel hinaus erklang.

Schon am andern Morgen schienen sich auch für unser Korps die Verhältnisse kriegerisch zu gestalten. Bereits um halb vier Uhr wurde zum Aufbruch geblasen, und über die Ortschaften Bebelzheim und Rheinsheim ging es der französischen Grenze zu, die gegen acht Uhr unter den Klängen des Preußenliedes bei Obergailsbach überschritten wurde. Bald darauf erhielt das Gardekorps den Befehl, bei dem Dorfe Kemlingen eine Gefechtsaufstellung einzunehmen. Man vermutete, daß ein Teil der bei Wörth geschlagenen Armee den Versuch machen würde, sich zu der um Metz versammelten französischen Rheinarmee durchzuschlagen. Ihm sollte von den Garden in Gemeinschaft mit dem neben uns marschierenden vierten Armeekorps der Weg dorthin abgeschnitten werden. Doch es stellte sich bald heraus, daß jene Vermutung eine unzutreffende war. Kein Feind ließ sich sehen, und nach einigen Stunden vergeblichen Wartens bezog unsere Division ein Bivak, in welchem auch der erste, nach zehntägigem ununterbrochenen Marsche ihr gewährte Ruhetag zugebracht wurde. Es war selbstverständlich, daß ich diesen Tag nach Kräften für die solange unmöglich gewesene geistliche Versorgung der Truppen auszunutzen versuchte. Auf einem in möglichster Nähe der Bivaks ermittelten Platze wurde am Vormittag für das Garde-Füsilierregiment und einen Teil des Garde-Jägerbataillons ein Feldgottesdienst mit Abendmahlsfeier abgehalten. Sie erinnerte mich lebhaft an eine ähnliche Feier im Jahre 1866, die damals wenige Tage vor der Schlacht bei Königgrätz in einem Walde vor Königinhof stattfand. Wie damals so auch hier auf jedem Anblick der Ausdruck des tiefsten Ernstes und doch zugleich des mutigsten Vertrauens wohl in manchem Auge eine Thräne im Gedanken an die Heimat, aber doch zugleich die ganze Haltung von der guten Zuversicht zeugend, die sich unter Gottes Schutz geborgen weiß. Besonders lebendig steht mir noch in dieser Beziehung die Helden-gestalt des Kommandeurs der Garde-Füsilier, Oberst von Erckert, vor Augen, der in sichtlich bewegter Stimmung zum Tisch des Herrn trat. Ahnte er es vielleicht, daß es seine letzte Abendmahlsfeier hienieden war?

Bei einem zweiten auf den Nachmittag anberaumten Gottesdienste mußte ich mich auf Liturgie und Predigt beschränken, da für die Austeilung des Abendmahls bei einer größern Zahl von Kommunikanten wohl nicht bloß die Zeit, sondern auch meine Stimme nach der Anstrengung des Vormittages unzureichend gewesen wäre. Ich war ohnehin fast erschrocken, als ich eine ganze Brigade, das erste und dritte Garderegiment z. F., auf einem hochgelegenen Felde bei Obergailsbach zum Gottesdienst aufgestellt fand. Es war keiner im Bivak zurückgeblieben, der nicht dienstlich behindert war. In der Mitte eines von allen Seiten geschlossenen Karrees war bereits ein Erdhügel zur Errichtung des Feldaltars aufgeworfen worden. Vor der Front jedes Bataillons flatterte die Fahne im Abendwinde. Der wolkenbedeckte Himmel, der jeden Augenblick zu regnen drohte, war ein getreues Abbild der äußern Lage und der Stimmung im Herzen. Die hinter uns liegende Hügelkette bezeichnete die deutschen Grenzen, vor uns das feindliche Gebiet. Ich mußte meine ganze Kraft zusammennehmen, um diese über 5000 Mann zählende Gemeinde mit meiner Stimme zu beherrschen. Doch die innere Bewegung verdoppelte auch die äußere Kraft, und es gelang mir, im Anschluß an Hebr. 12, 1 mit dem ermunternden Zuruf: „Vorwärts“, den ich diesem Texte entnahm, allen verständlich zu werden. Unter dem „Haufen von Zeugen“, auf den der Text hinweist, fehlten natürlich weder die Väter, die dem ersten Garderegiment dereinst auf denselben Wegen in dem Kampfeslauf vorangezogen waren, noch die Brüder, die wenige Tage zuvor bei Saarbrücken und Wörth die Eingangsthore nach Deutschland so wacker verteidigt hatten. Die apostolische Mahnung „zur Geduld im Kampfe“ durfte nicht bloß auf die etwa bevorstehenden Geduldsproben bezogen werden, sondern sie gab auch Veranlassung, der schon vielfach laut werdenden Ungeduld zu wehren, mit welcher manche es kaum erwarten konnten, vor den Feind zu kommen und in den Kampf einzutreten, in welchem andere Teile der Armee bereits ruhmvolle Vorbeeren gepflückt hatten.

Diesem ersten und für lange Zeit einzigen Ruhetage folgte wieder eine Reihe von anstrengenden Marschtagen, in denen es unaufhaltsam immer „wärtser“ ging. Herbizheim bei Saarunion, Binning, Solving, Marthille nahe bei Wörchingen, Dieulouard an der Mosel, Novéant aux Prés, so hießen die Marschquartiere, über die wir den Marsch nahmen, um uns dem Schauplatz des blutigen Kampfes zu nähern, der vor Metz der Garden wartete. An den ersten der genannten Orte herrschte noch ganz ausschließlich die deutsche Sprache; kaum daß die Leute überhaupt französisch

verstanden. Erst in Marthille hatten wir die Sprachgrenze überschritten. Von nun an waren nur noch einzelne gereifte und mit einer über die Volksschule hinausgehenden Bildung ausgestattete Leute der deutschen Sprache mächtig. Nach dem Sprachgebiet richtete sich auch mehr oder weniger das Maß der feindlichen Stimmung, mit der uns die Bewohner aufnahmen. An einem der erstgenannten Orte war ich bei einem würdigen evangelischen Geistlichen einquartiert, der ebensowenig wie seine Familie aus seiner durch und durch deutschen Gesinnung ein Hehl machte. Vom ersten Augenblicke an fühlte man sich durch die Art der Aufnahme, bei allen Gesprächen an dem von den Wirten mit uns getheilten Mittagstische von dem Geiste eines deutschen Pfarrhauses umweht. Tags darauf war ich mit einem großen Teil der Herren des Divisionsstabes bei einem ultramontanen katholischen Pfarrer einquartiert, der sich als Infallibilist und eifriger Orleanist zu erkennen gab. Bei dieser Gesinnung ist es erklärlich, daß es ihm ein Stich durch das Herz war, als er wegen des herrschenden Quartiermangels auch seine schöne neue Kirche für die Unterbringung der Grenadiere hergeben mußte, zumal er den Bau des neuen Gotteshauses persönlich geleitet hatte. Ubrigens sah er die Notwendigkeit selbst ein und war auch nachher dadurch mit ihr ausgesöhnt, daß unsere Leute in der Kirche eine durchaus angemessene Haltung beobachtet und alles, was wie eine Entweihung hätte aussehen können, sorgfältig vermieden hatten. Ja, er vermochte mit der Anerkennung des frommen Sinnes, den er an unsern Soldaten wahrgenommen hatte, nicht zurückzuhalten. Er erzählte mir, wie es ihn fast zu Thränen gerührt habe, ein evangelisches Kirchenbuch zu finden, welches ein Tags zuvor bei ihm einquartierter Husar, den er abends darin andächtig lesend gesehen habe, bei ihm vergessen hatte. Davon wäre bei ihren Soldaten nicht die Rede, und darum könne es ihn auch nicht wundern, wenn sie geschlagen würden. — Der christliche und kirchliche Sinn unseres Heeres im Gegensatz zu dem französischen ist auch sonst vielfach von feindlicher Seite anerkannt worden. Wiederholt habe ich es von französischen Priestern aussprechen hören: „Jetzt nimmt's mich nicht mehr wunder, daß die Deutschen immer siegen; um sieben Uhr morgens ist schon unsere Kirche voll von Soldaten, die zur Morgenandacht gekommen sind. Die Deutschen beten; von unsern Soldaten sehen wir das nicht.“

Auch in dem schon erwähnten, heute wieder mit Deutschland vereinigten Orte Marthille, kam uns der feingebildete Curé aufs freundlichste entgegen, obwohl dem entschieden ultramontanen Manne die protestantischen Kezzer

keine allzu willkommenen Gäste sein mochten. Es entspann sich zwischen mir und ihm, als wir eine halbe Stunde allein waren, die angeregteste Unterhaltung, in der natürlich auch die politische Lage zur Sprache kam. Als ich ihm meine Verwunderung darüber äußerte, daß wir nun schon Tage lang auf französischem Boden marschierten, ohne einen Feind zu sehen, sprach er unumwunden seine Überzeugung aus, daß unseren Waffen der Sieg auch ferner nicht fehlen würde, und setzte mit einer gewissen Feierlichkeit hinzu: „Dieser Krieg ist ein Gottesgericht über Frankreich, in dem die Gerechtigkeit der göttlichen Vorsehung sich offenbart.“ Dieses offene Geständnis überraschte mich doppelt aus dem Munde eines echten Franzosen und dabei streng ultramontanen Katholiken. Mit der näheren Erklärung, die er über den Grund des Gottesgerichtes gab, fanden wir uns freilich weniger im Einverständnis. Er fuhr nämlich erläuternd fort: „Der Kaiser hat den heiligen Stuhl im Stiche gelassen, und wer den heiligen Stuhl verläßt, der ist von Gott verlassen.“ Natürlich konnte ich ihm meine abweichenden Absichten über die wahren Gründe des an Frankreich sich vollziehenden Gottesgerichtes nicht vorenthalten, aber wir schieden trotzdem wenigstens äußerlich als gute Freunde. In andern Fällen freilich bekam man auch die härtesten Urtheile über die Deutschen, oder wie es fast immer hieß: über die „Prussiens“ und über die Ungerechtigkeit des Krieges, zu hören. Manche von den Curés, bei denen ich im Quartier gelegen habe, ließen es sich trotz aller Gegenbeweise nicht ausreden, daß der Krieg von Bismarck gewollt und herbeigeführt worden sei. Wenn man sie an das Plebisit erinnerte, welches vor wenigen Monaten noch so viele Stimmen für Napoleon ergeben hatte, dann hieß es einfach nur: „Das sei alles nur erkünstelt und gemacht gewesen. Man habe den Leuten weiß gemacht, mit Ja stimmten sie für den Frieden, den sie wollten, mit Nein für den Krieg, den sie nicht gewollt hätten!“

Von besonderem Interesse war es uns, in diesen ersten Tagen in Feindes Land hin und wieder noch französische Zeitungen vorzufinden, aus denen wir ebenso die übermütige Sprache, wie die Verlogenheit der französischen Presse kennen lernen konnten. Ich bewahre noch heute einige damals gesammelte Zeitungsabschnitte auf, in denen an großsprechiger Prahlerei und an wutschnaubender Verhezung geradezu Unglaubliches geleistet wurde. Hier nur einige Beispiele. In einer von uns aufgefundenen Nummer des „Journal de Paris“ war folgendes zu lesen:

„Auf, auf! Die Stunde ist da für großartige Opfer. Der lang zurückgehaltene Haß ruft Kämpfer im Nu herbei, Männer, Greise, Kinder, Weiber.



Der Feind kommt und stimmt seine Gefänge an, er wird bald aufhören zu singen. Wer über unsere Grenzen kommt, wird hier im Staube schlafen. Wenn der Feind in der Scheune liegt, legt Feuer daran. Um einen solchen Rot wegzufehren, wie sollte man sich da noch besinnen? Wer an Frankreich rührt, soll auf unseren Misthaufen röcheln. An jedem Ast soll einer von ihnen hängen. Ohne Rast haltet ein Treibjagen auf sie, verstreckt euch in jedem Dickicht; beginnen wir alle die große Jagd und glücklich mögen sie sich schätzen, wenn wir, nachdem wir ihnen die Mistgabel in den Bauch gejagt und sie aufgespießt haben, nicht bei ihnen bleiben."

Der „Gaulois“ schrieb noch wenige Tage vor den Schlachten von Weißenburg und Wörth:

„Die Turkos lecken sich schon die Schnauze, weil sie jetzt auf das deutsche Wild losgelassen werden. Sie werden die Männer abwürgen und Wagen voll Frauen nach Frankreich schleppen.“

Ein anderes Blatt, die „Liberté“, verstieg sich zu folgenden Ausbrüchen der Tobjucht:

„Dringen sie ein, diese preußischen Banditen und Meuchelmörder, die unerbittlich waren gegen Frankreichs Leichname, dann wohlan, laßt uns ohne Wahl zu allem greifen, was der Genius der Zerstörung zur Ehre des Todes erfunden hat. Unsere Paläste, unsere Häuser sollen sie unter ihrem Schutt begraben, unsere Katakomben sollen sich öffnen unter ihren verfluchten Leibern und sie verschlingen, Luft und Wasser sollen vergiftet sein, mag auch die Heimat öde und Frankreich eine Wüste werden. Zu uns her, ganz Frankreich! Ihr, die ihr Granit brecht, brecht fortan die Gebeine jener verruchten Banditen! Nehmt eure Doppelfinten mit, gilt es doch nur, ekelhafte Raben zu töten, und in der Stille der Nacht im Feldlager zu töten, wie die Hunde mit dem Messer.“

Während wir selbst schon von den glänzenden, in den ersten Augusttagen errungenen Siegen genaue Kenntniß hatten, lasen wir zu unserm Erstaunen in Pariser Zeitungen von denselben Tagen, — es waren die letzten, die noch hatten in die östlichen Departements befördert werden können, — Schlachtberichte voll von faustdicken Lügen, nach denen ganze preußische Divisionen vernichtet, Hunderte von Gefangenen gemacht, zahlreiche Fahnen und Kanonen erbeutet sein sollten. Im weiteren Verlauf des Krieges haben wir dann noch oft Gelegenheit gehabt, von der furchtbaren Verlogenheit uns zu überzeugen, die in Frankreich an der Tagesordnung war. Man wußte manchmal nicht, ob man mehr die Dummheit der absichtlichen Lüge anstaunen sollte, die doch nach wenigen Stunden in ihrer Nacktheit zu Tage treten und die leitenden Kreise als entsetzlich unrichtig berichtet erscheinen lassen mußte, oder ob man sich mehr über die Frechheit entrüsten sollte, die den Mut hatte, angesichts der lautredenden Thatfachen, doch noch dem Volke immer wieder etwas aufbinden zu wollen.

In diesen Marschtagen nach Überschreitung der französischen Grenze begann das bis dahin noch sehr lose Band zwischen den Mitgliedern unseres Divisionsstabes sich mehr und mehr zu befestigen. Das Zusammensein der dem Stabe angehörigen Offiziere und Beamten hatte sich bis dahin hauptsächlich auf die gemeinsamen Ritte von einem Marschquartier ins andere beschränkt. In diesen selbst war, so lange wir durch die Rheinpfalz marschierten, jeder mit Ausnahme der persönlichen Adjutanten unseres Divisions-Kommandeurs, meist auf sich selbst angewiesen gewesen. Wir wurden hier noch immer mit Verpflegung in verschiedenen Häusern einquartiert. Jenseits der Grenze wurde das anders. Die Einquartierung mit Verpflegung hörte auf, und auf Veranlassung unseres Divisions-Kommandeurs wurden gemeinsame Mahlzeiten eingerichtet, für welche der letztere das in seinem Stabswagen mitgeführte Geschirr hergab, während für unsere Beföstigung theils durch die gelieferten Portionen, theils durch den Einkauf der erforderlichen Lebensmittel, soweit ein solcher sich ermöglichen ließ, gesorgt wurde. Es wurde eine gemeinsame Tischkaffe gebildet, zu welcher jeder nach Maßgabe seiner Feldzulage beizusteuern hatte. Für die Zubereitung der Mahlzeiten hatte der Koch des Divisions-Kommandeurs Sorge zu tragen. Soweit es die Verhältnisse irgend gestatteten, wurde bei der Auswahl des Quartiers für den Divisions-Kommandeur darauf Bedacht genommen, daß sich in ihm ein für unsere gemeinsame Mahlzeiten genügender Raum befand. Je nach den uns überwiesenen Quartieren haben uns bald geräumige und stattliche Säle zur Verfügung gestanden, bald wieder mußten wir mit den engsten und beschränktesten Räumlichkeiten uns behelfen. Aber was that das im Kriege? Wir lernten es bald, auch unter den beschränktesten Verhältnissen uns einzurichten. Die Hauptsache blieb bei dieser Einrichtung, daß sich alle Mitglieder des Stabes zu gewissen Tageszeiten zusammenfanden und sich dadurch mit einander einlebten. Es mag daher hier auch der Ort sein, derer zu gedenken, die fast ein Jahr lang in täglicher Tischgenossenschaft vereint gewesen sind. Das Haupt unseres Kreises war unser Divisions-Kommandeur General von Pape, beim Ausmarsch ins Feld noch Generalmajor, im Verlaufe desselben zum Generallieutenant befördert, ein echter preußischer Soldat vom Scheitel bis zur Zehe. Streng gegen sich selbst, stellte er auch an seine Untergebenen strenge Anforderungen; aber dabei war er doch ein überaus lebenswürdiger und leutseliger Vorgesetzter, der es liebte, wenn das Mahl durch eine heitere und ungezwungene Unterhaltung gewürzt wurde, und dessen Gegenwart nie das Gefühl eines lästigen Zwanges aufkommen

ließ. War er das Haupt, so darf als die Seele unseres Stabes der Generalstabsoffizier Major von Holleben, der gegenwärtige General der Infanterie und Gouverneur von Mainz, bezeichnet werden. Er ließ es sich vor allem angelegen sein, den kameradschaftlichen Geist zu pflegen, der während des ganzen Feldzuges in unserem Kreise geherrscht hat. Mit einem schalkhaften Humor, der für jeden guten Witz, für jede launige Anekdote ein williges Verständnis zeigte, und in welchem er selbst durch manche Kalauer die Unterhaltung zu beleben wußte, verband er ein tiefes Gemüt, einen hohen sittlichen Ernst und eine wahrhaft ritterliche Gesinnung. Der erste Adjutant des Generals, Major Graf von Hsenburg, war eine vornehme Natur, die auf Fernerstehende wohl manchmal den Eindruck stolzer Zurückhaltung machen und an das Schillersche Wort erinnern konnte: „Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit.“ Wohl mit darum erhielt er nach unserm Einmarsch in Lothringen scherzhaft den Beinamen des Duc de Lorraine. Aber bei näherer Bekanntschaft mußte man auch ihn von Herzen lieb gewinnen. Er war ein vortrefflicher und kunstgeübter Zeichner, und manche ernste und heitere Szene aus dem Kriegesleben des Stabes ist in unserem Kriegsalbum von ihm verewigt worden. Der zweite Adjutant, Lieutenant von Daum, ist uns durch den Heldentod, den er in der Schlacht von St. Privat gefunden hat, schon früh entrisen worden. An seine Stelle trat dann Premierlieutenant von Kunstedt vom Garde-Husarenregiment. Die jüngsten Offiziere des Stabes waren die dem General als Ordonnanzoffiziere beigegebenen Lieutenant v. Schlegel vom ersten Garde-regiment z. F. und Lieutenant v. Esbeck-Platen vom Garde-Husarenregiment. Der erstere war ein hochgebildeter, aber in seinen Anschauungen exzentrischer Offizier, der durch seine Beschäftigung mit Schopenhauer'scher Philosophie sich den Kopf verdreht hatte. Er liebte es, über die schwierigsten Probleme zu disputieren und gewagte Behauptungen aufzustellen, die zum Widerspruch reizten. Nachdem auch er in der Schlacht von St. Privat schwer verwundet worden war, wurde er durch Lieutenant von Putkamer von den Garde-Füsilieren ersetzt, einen immer lebenswürdigen, immer heiteren, immer hilfsbereiten Herrn, ein junges Heldenblut, das keine Gefahr kannte und vor keiner noch so schweren Aufgabe je zurückgeschreckt sein würde. Der vom General jederzeit bevorzugte Liebling des ganzen Stabes war der schon erwähnte Lieutenant von Esbeck-Platen, der sich in der Schlacht von St. Privat wie bei anderen Gelegenheiten in hervorragender Weise durch seinen Heldenmut ausgezeichnet hat. Die Sorge für die Verpflegung der Division lag dem Divisions-



intendanten Major Berger ob, und es herrschte nur eine Stimme des Lobes über die Umsicht und Thatkraft, mit welcher er sich auch unter den schwierigsten Verhältnissen dieser Aufgabe unterzogen hat. Die nicht geringe Sorge, die dadurch auf ihm lastete und die große Verantwortlichkeit, deren er sich bewußt war, machten ihn zuweilen nervös, und in solchen Zeiten that man gut, ihm aus dem Wege zu gehen, aber in ruhigen Zeiten, in denen er nicht mit besondern Schwierigkeiten bei der Beschaffung der Verpflegung für die Truppen, für Menschen und Pferde zu kämpfen hatte, war er ein von allen hochgeschätztes Glied unseres Kreises und in Gehalts- und Geldangelegenheiten ein jederzeit freundlicher und kundiger Berater. Gleichfalls, wenn auch in anderer Beziehung für unser leibliches Wohl besorgt, war der Divisionsarzt, Oberstabsarzt Dr. Kammerer, der gegenwärtige, hochverdiente Generalarzt des neunten Armeekorps. Unter allen Mitgliedern des Stabes, mit vielleicht alleiniger Ausnahme unseres Chefs, zeichnete er sich durch eine immer gleichbleibende, unverwüthliche Ruhe und Gelassenheit aus. Nichts vermochte ihn zu verwirren oder aus der Fassung zu bringen. An gründlicher wissenschaftlicher Bildung war er den meisten von uns überlegen, ohne doch jemals diese Überlegenheit in unbequemer Weise uns fühlen zu lassen. Es gab wenige Gebiete, auf denen er sich nicht gründlich bewandert zeigte, weshalb bei den über Tisch geführten Gesprächen sein Urtheil und seine Meinung immer besonders ins Gewicht fiel. In hervorragender Weise zeichnete sich durch eine sich immer gleichbleibende Liebenswürdigkeit und zugleich würdevolle Gemessenheit unser Divisionsauditeur Justizrath Wilzer aus. Die erstere Eigenschaft bewährte er auch ganz besonders dadurch, daß er die harmlosen Scherze, zu denen seine kurze, gedrungene und wohlbeleibte Erscheinung hin und wieder herausforderte, niemals übel nahm. Er war unerschöpflich in klassischen Citaten, lateinischen wie griechischen, sowie in lateinischen Redewendungen, die freilich nicht selten an das Küchenlatein in den *epistolis obscurorum virorum* erinnerten. Die Neigung zu latinisirenden Ausdrücken verleitete ihn auch dazu, unsere Namen und Titel gelegentlich ins Lateinische umzubilden. Den oben erwähnten Premierlieutenant von Kunstedt nannte er regelmäßig *Homo rotundus*, mir verschaffte er den Namen des *Pastor campi curiae et divisionis*, einen andern Divisionspfarrer, der die Eigentümlichkeit eines etwas weinerlichen Tones hatte, nannte er den *Pastor elegicus* und meinen katholischen Kollegen, Divisionspfarrer Lücken, der sich ein besonderes Vergnügen daraus machte, dem General alltäglich zum Kaffee eine Mischung

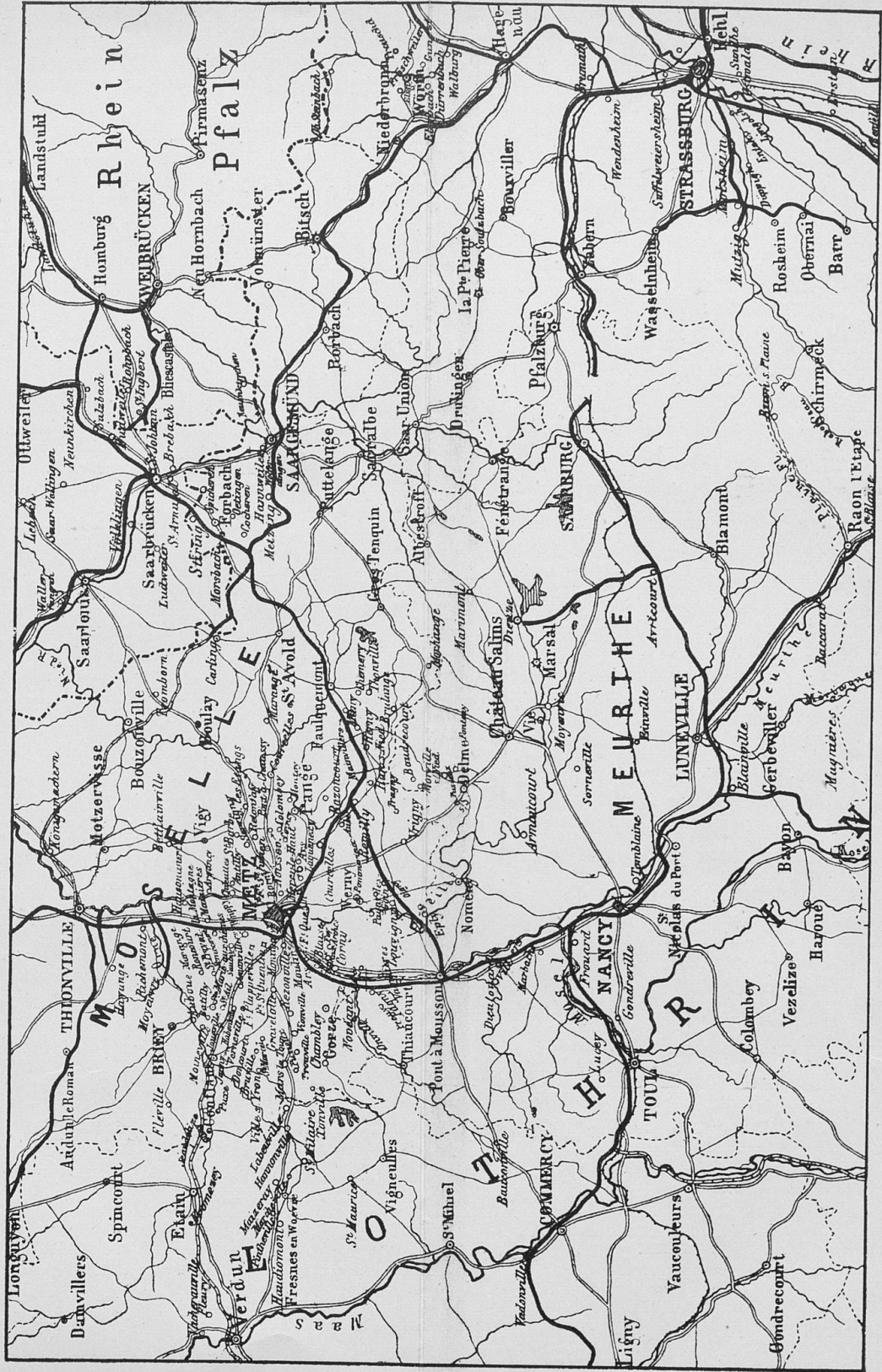


von verschiedenen Liqueuren zu kredenzen, nannte er den Pastor miscens oder auch wohl in französischer Umbildung seines deutschen Namens „Mr. Liqueur“; er selbst hieß bei uns seiner dicken rundlichen Figur wegen der Justizbauch. Eine sehr erfreuliche Erweiterung unseres Stabes war es im späteren Verlauf des Krieges, daß der Kommandeur unserer Divisionsartillerie, Oberstlieutenant von Bychelberg, und dessen Adjutant, Premierlieutenant Reinecke, unsere regelmäßigen Tischgenossen waren. Der erstere hatte schon im Feldzug 1866 unserm Divisionsstabe angehört und verstand es meisterhaft, die Unterhaltung bei Tisch zu beleben, wenn sie je ins Stocken zu kommen drohte. Ein Meister des Gesanges, leitete er als Vorsänger mit mächtigem Taktstock die etwa in besonders heiterer Stimmung an unserer Tafelrunde angestimmten Gesänge. Unser Justizrat pflegte ihn deshalb den Pläfir-Kantor zu nennen. Auch war der Führer eines unserer Sanitäts-Detachements, Graf Bückler, wenn es die Verhältnisse nur irgend gestatteten, regelmäßiger Teilnehmer unserer gemeinsamen Mahlzeiten. So bildeten wir eine stattliche Tafelrunde, an welcher die verschiedensten Stufen des Lebensalters, von unserem bald sechszigjährigen General bis zum jugendlichen Lieutenant, die verschiedensten Grade der militärischen Rangordnung, die mannigfaltigsten Berufsinteressen, die vier Fakultäten und sehr verschiedene Lebensanschauungen vertreten waren. Aber bei all dieser Verschiedenheit verband uns die gleiche vaterländische Begeisterung, die Einmütigkeit in dem Bestreben, jeder an seinem Platze und nach dem Maße der ihm verliehenen Kräfte in treuer und gewissenhafter Pflichterfüllung dem Ganzen zu dienen, und das stolze und erhebende Hochgefühl, an den Ereignissen einer großen Zeit persönlichen Anteil nehmen zu dürfen.

Freilich mit den Ereignissen wollte es manchem während dieser Tage des unaufhaltbaren Vormarsches, der die ganze erste Hälfte des August ausfüllte, viel zu langsam gehen. Am 15. August hatte unsere Division bei Dieulouard, wenige Stunden oberhalb Pont à Mousson, die Mosel überschritten. Der Übergang über den hier schon ganz ansehnlich dahabrausenden Strom erfolgte auf einer ganz schmalen steinernen, mindestens 30 Fuß über dem Flußbett sich spannenden Brücke ohne jedes Geländer, und es hätte nur eines Seitensprunges des Pferdes bedurft, um in die Tiefe hinunterzustürzen. Bei unserer Ankunft im Quartier erhielten wir durch das ebenfalls hier einquartierte General-Kommando die erste Kunde von der Schlacht bei Courcelles, mit welcher Tags zuvor, am 14. August, die I. Armee unter General Steinmetz, insbesondere das erste Armeekorps, die heißen Kämpfe um Metz eingeleitet hatte. Aber gleichzeitig mit dieser Nachricht







Karte zum Vormarsch in Feindes Land.









war das Gerücht verbreitet, daß es der Bazainischen Armee gelungen wäre, von Metz zu entkommen und in der Richtung auf Châlons abzurücken. Damit schien wieder für die Garde die Aussicht auf das Eintreten in den Kampf in weitere Ferne hinauszgerückt. Am folgenden Tage, den 16. August, war der kleine Ort Novéant aux Prés das Ziel unseres Marsches. Unser Weg ging über eine Hochebene, die alles landschaftlichen Reizes entbehrte, eine weite Fläche, von engen, schluchtenähnlichen Thälern durchschnitten, die Felder vielfach mit Kalksteinen wie besät, kahle, gleichförmige, baumlose, unschön gebaute Dörfer mit unförmlich breiten, fensterarmen Häusern und flachen Dächern, die wie zusammengedrückt aussahen, hier und da ein wenig Buschwerk ohne schöne Bäume, das war alles, was auf dem Marsche zu sehen war. Erst vor dem uns zum Quartier bestimmten Orte senkte sich die reizlose Hochfläche in ein freundliches Thal hinab, und der Ort selbst zeugte von einem gewissen Wohlstand. Wir waren noch nicht lange hier angekommen, als sich in der Richtung von Metz her starker Kanonendonner vernehmen ließ, zwischen dem einige besonders Scharfshörige von uns sogar das Knattern der Mitrailleurten herauszuhören meinten. Es war das Toben des mörderischen Kampfes von Bionville und Mars la Tour, das von ferne her an unser Ohr drang. Aber horch! auch aus der entgegengesetzten Richtung, zu unserer Linken, von Toul her erdröhte Kanonendonner; wie wir nachher erfuhren, rührte er von einem leider vergeblichen Versuche her, den das vierte Armeekorps gemacht hatte, sich der Festung Toul durch einen Handstreich zu bemächtigen. — Zufällig traf sich's, daß an diesem Tage gegen Abend wieder einmal die längstentbehrten Zeitungen an uns gelangten. Es waren die ersten, welche uns über die Schlachten von Wörth und an den Höhen von Spichern eingehende und ausführliche Berichte brachten. Bis dahin war unsere Kenntnis von den Ereignissen dieser Tage auf die kurzen offiziellen Telegramme beschränkt gewesen. Natürlich wurden diese Nachrichten mit wahren Heißhunger verschlungen. Nicht zu verwundern war es, daß alles dies zusammengenommen die ohnehin schon heißentbrannte Sehnsucht nach einer Gelegenheit zu Thaten, von der namentlich unsere Offiziere beseelt waren, bis zur mißmutigen Ungeduld steigerte. Ich sehe noch, wie unser General die Zeitung, die von den glänzenden Erfolgen der III. Armee und der heldenmütigen Erstürmung der Spicherer Höhen erzählte, mißmutig auf den Tisch warf mit den Worten: „Und wir liegen hier stille!“ Er selbst und wir alle ahnten nicht, wie bald gerade unserer Gardes die furchtbarsten und blutigsten Kämpfe warten sollten.